

## **Texte mit Bezug auf das Erdbeben von Lissabon**

### **Immanuel Kant**

Alles, was die Einbildungskraft sich Schreckliches vorstellen kann, muß man zusammen nehmen, um das Entsetzen sich einigermaßen vorzubilden, darin sich die Menschen befinden müssen, wenn die Erde unter ihren Füßen bewegt wird, wenn alles um sie her einstürzt, wenn ein in seinem Grunde bewegtes Wasser das Unglück durch Überströmungen vollkommen macht, wenn die Furcht des Todes, die Verzweiflung wegen des völligen Verlusts aller Güter, endlich der Anblick anderer Elenden den standhaftesten Muth niederschlagen.

### **Johann Wolfgang Goethe: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit**

Durch ein außerordentliches Weltereignis wurde jedoch die Gemütsruhe des Knaben zum erstenmal im Tiefsten erschüttert. Am ersten November 1755 ereignete sich das Erdbeben von Lissabon, und verbreitete über die in Frieden und Ruhe schon eingewohnte Welt einen ungeheuren Schrecken. Eine große prächtige Residenz, zugleich Handels- und Hafenstadt, wird ungewarnt von dem furchtbarsten Unglück betroffen. Die Erde bebt und schwankt, das Meer braust auf, die Schiffe schlagen zusammen, die Häuser stürzen ein, Kirchen und Türme darüber her, der königliche Palast zum Teil wird vom Meere verschlungen, die geborstene Erde scheint Flammen zu speien: denn überall meldet sich Rauch und Brand in den Ruinen. Sechzigtausend Menschen, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen mit einander zugrunde, und der glücklichste darunter ist der zu nennen, dem keine Empfindung, keine Besinnung über das Unglück mehr gestattet ist. Die Flammen wüten fort, und mit ihnen wütet eine Schar sonst verborgener, aber durch dieses Ereignis in Freiheit gesetzter Verbrecher. Die unglücklichen Übriggebliebenen sind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen bloßgestellt; und so behauptet von allen Seiten die Natur ihre schrankenlose Willkür.

Schneller als die Nachrichten hatten schon Andeutungen von diesem Vorfall sich durch große Landstrecken verbreitet; an vielen Orten waren schwächere Erschütterungen zu verspüren, an manchen Quellen, besonders den heilsamen, ein ungewöhnliches Innehalten zu bemerken gewesen: um desto größer war die Wirkung der Nachrichten selbst, welche erst im Allgemeinen, dann aber mit schrecklichen Einzelheiten sich rasch verbreiteten. Hierauf ließen es die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, an Strafpredigten die Geistlichkeit nicht fehlen. So vieles zusammen richtete die Aufmerksamkeit der Welt eine Zeit lang auf diesen Punkt, und die durch fremdes Unglück aufgeregten Gemüter wurden durch Sorgen für sich selbst und die Ihrigen um so mehr geängstigt, als über die weitverbreitete Wirkung dieser Explosion von allen Orten und Enden immer mehrere und

umständlichere Nachrichten einliefen. Ja vielleicht hat der Dämon des Schreckens zu keiner Zeit so schnell und so mächtig seine Schauer über die Erde verbreitet.

Der Knabe, der alles dieses wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubens-Artikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüt sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten.

### **Heinrich von Kleist: Das Erdbeben in Chili**

Auf den Feldern, so weit das Auge reichte, sah man Menschen von allen Ständen durcheinanderliegen, Fürsten und Bettler, Matronen und Bäuerinnen, Staatsbeamte und Tagelöhner, Klosterfrauen und Klosterherren: einander bemitleiden, sich wechselseitig Hülfe reichen, von dem, was sie zur Erhaltung ihres Lebens gerettet haben mochten, freudig mitteilen, als ob das allgemeine Unglück alles, was ihm entronnen war, zu e i n e r Familie gemacht hätte.

### **Voltaire: Gedicht über die Katastrophe von Lissabon**

War L i s s a b o n , das nicht mehr steht,  
 Im Pfuhl der Laster tiefer wohl versunken,  
 Als L o n d o n , als P a r i s , wo wollusttrunken,  
 Indeß die Tajostadt zu Grunde geht,  
 Bacchantisch Groß und Klein in üpp´gen Tanz sich dreht?  
 Ihr ruhig Schauenden, ihr unverzagten Geister,  
 Leicht bleibt ihr eurer Sinne Meister  
 Bei eurer Brüder Qual und Tod.  
 Kaltblütig forschet ihr nach des Unheils Gründen;  
 Doch wenn aus des Verderbens Schlünden  
 Euch selbst das finstre Schicksal droht,  
 Dann lernt ihr menschlicher empfinden,  
 Gleich uns entpreßt euch Thränen eure Noth.  
 O! glaubt mir: wenn der Erde Tiefe gähnen,  
 Wenn sich der Abgründ öffnet, ist gerecht  
 Mein Weheruf, sind schuldlos meine Thränen.  
 Vergönnt die Klage dem unseligen Geschlecht,  
 Umgeben rings von des Geschickes Tücken,  
 Erliegend vor der Bösen Frevelmuth,  
 Gefangen in des Todes Stricken,

Erzitternd vor der Elemente Wuth,  
 O ihr, verurtheilt, gleiches Weh zu tragen,  
 Mißgönnt uns nicht den Armen Trost, zu k l a g e n !  
 „Nur Hochmuth, widerspenst´ger Stolz allein  
 Kann,“ sprecht ihr, „zu behaupten wagen,  
 Ein Uebel sei´n des Erdenlebens Plagen,  
 Das Loos der Menschheit könnte besser sein.“  
 Geht hin und forschet nach am Tajostrande,  
 Durchwühlt die wüsten blut´gen Trümmer dort,  
 Die armen Opfer fragt an jenem Schreckensort,  
 Ob´s Hochmuth ist, der an des Abgrund Rande  
 Verzweifelnd fleht: „O Himmel! steh´ uns bei!  
 O, löse gnädig unsres Elends Bande!  
 Erhört der Menschheit lautes Wehgeschrei!“  
 Ihr lehrt, d a s A l l e s g u t , – n o t h w e n d i g s e i .  
 Wie! hätt´ es um das ganze Weltall schlimmer  
 Gestanden ohne diesen Höllenschlund  
 Und ohne daß die Weltstadt sank in Trümmer?  
 Wißt ihr so sicher, daß der ew´ge Grund  
 Des All´s, daß er, der Alles thut, dem Alles kund,  
 Der Alles schuf für seine eignen Zwecke,  
 Nicht hindern konnte, daß der Erde Brand uns schrecke,  
 Daß unter diesem jammervollen Himmelsstrich,  
 Wohin er uns gebannt, Vulkane sich  
 Entzünden unter unsern Schritten?  
 Beschränkt ihr also seine höchste Macht?  
 Wird ihm der Gnade hehres Recht bestritten?  
 Der Ew´ge, der den Plan der Welt erdacht  
 Und ausgeführt, hat er in seinen Händen  
 Zahllose Mittel nicht, was nur sein Wink vollbracht,  
 Dem ew´gen Zweck zu wenden?  
 In Demuth, ohne wider meinen Herrn  
 Zu murren, wünscht´ ich, sein Gebot entzünde  
 In Wüsten, von der Menschen Städte fern  
 Die unterird´schen Flammenschlünde.  
 Den Höchsten bet´ ich an, doch lieb´ ich seine Welt.  
 Wenn meines Kammers heiße Thräne fällt  
 Um meiner Brüder Qual und Plage,  
 Erzeugt nicht Stolz, nein Mitleid meine Klage.  
 Sagt, würden wohl auf jenem Unglücksstrand  
 Die Fluchbelasteten an der Verzweiflung Rand  
 Trost schöpfen aus den weisen Worten:  
 „Fallt ruhig, klagt nicht an des Todes Pforten!  
 Zum Heil des großen Ganzen sinkt zerstört

Eu´r Obdach hin, eu´r heimatlicher Heerd.  
 Durch andre Hände neu erstehen  
 Einst die Paläste, die jetzt krachend untergehen;  
 In euern Mauern, die zertrümmert dort  
 Jetzt ragen, werden nachgeborene Geschlechter  
 Bald hausen; schon bereichert sich der Nord  
 Mit dem, was ihr durch weise Schickung jetzt verlort.  
 Auf! tröstet euch! Erwägt nur, daß, je schlechter  
 Es euch ergeht, das All, die ganze große Welt  
 Um so viel besser ist bestellt!  
 Glaubt nur, daß Gott euch nicht geringer achtet,  
 Euch gleiche Lieb´ und Huld gewährt,  
 Wie jenen Würmern, die einst euer Leib ernährt,  
 Wenn Grabesdunkel euch umnachtet.“  
 Wer so zu Ungluckssohnen spricht, verachtet  
 Der Menschlichkeit Gesetz, trägt in der Brust kein Herz.  
 Grausame! häuft nicht Hohn auf meinen Schmerz!  
 Nein, haltet nicht der tiefbewegten Seele  
 Mehr jene ewigen Gesetze vor,  
 Nicht der Nothwendigkeit unwandelbare  
 Beschlüsse! Redet nicht von jener Kette,  
 Die Körper, Geister, Welten eng verknüpft.  
 Tiefsinn´ge Hirngespinnste! Träumerei´n  
 Der Ueberweisen! Der Allmacht´ge hält  
 In seiner Hand die Kette, ohne selbst  
 Doch ihrem Zwange unterthan zu sein;  
 Durch seine segensreiche Wahl bedingt  
 Ist Alles, was geschieht; er selbst ist frei,  
 Er ist gerecht, er ist nicht unversöhnlich.  
 Wie ist´s denn aber möglich, daß wir leiden?  
 Wie läßt des Herrn Gerechtigkeit es zu?  
 Das ist der Knoten, den´s zu lösen gilt!  
 Denkt etwa unsre Uebel ihr zu bannen,  
 Indem ihr kühn sie wegzuleugnen wagt?  
 Die Völker alle unter Gottes Hand  
 Erzitternd, forschten nach des Bösen Ursprung,  
 Des Bösen, dessen Dasein ihr verneint.  
 Wenn jenes ewige Gesetz, dem sich  
 Die Elemente fügen, durch des Sturmes  
 Gewalt Felsblöcke in den Abgrund schmettert;  
 Wenn dichtbelaubte Eichen blitzgetroffen  
 In jäher Gluth auflodern, läßt sich fuhllos  
 Der Schläge Wucht, die grimmig sie zermalmt.  
 Ich aber lebe, fühle – mein gepretes Herz

Fleht Hülfe von dem Gott, der es erschaffen.  
 Wir, des Allmächt'gen Kinder, doch im Elend  
 Geboren, strecken flehend unsre Hände  
 Zu ihm empor, der unser Aller Vater.  
 Zum Töpfer freilich spricht nicht das Gefäß:  
 „Warum bin ich so klein und so zerbrechlich?  
 Warum doch aus so groben Stoff geformt?“  
 Ihm ist nicht Rede, noch Begriff verliehen.  
 Die Urne, die, im Werden noch, zerschmettert  
 Zu Boden fällt, empfing ja aus den Händen  
 Des Töpfers kein empfindend Herz voll Sehnsucht  
 Nach dem Gefühl des Wohlseins, und erschauernd  
 Vor jedem Ungemach. – „Dies Unglück,“ spricht ihr,  
 „Begründet eines andern Wesens Wohl.“  
 Mein blut'ger Leichnam ist des Dasein Quelle  
 Für eine Unzahl lebender Geschöpfe.  
 Ein schöner Trost fürwahr, wenn allen Uebeln,  
 Die ich erduldet, der Tod nun endlich  
 Die Krone aufgesetzt: ein schöner Trost,  
 Von Würmern dann zum Schluß verspeist zu werden!  
 Trübsel'ge Rechenmeister unsres Elends!  
 Verschont mich – geht mit eurem leid'gen Trost!  
 Ihr schärft mein Weh nur, und ich seh' in euch  
 Nichts als des stolzen Unglücks eitles Streben,  
 Sich mit des Glückes Trugbild zu umgeben.  
 Ich freilich bin ein schwacher kleiner Theil nur  
 Des großen All's; die ganze Thierwelt aber,  
 Die auch zum Leben doch verurtheilt ward,  
 Die fühlenden Geschöpfe insgesamt,  
 Die unterm nämlichen Gesetz geboren,  
 Zu Qual und Tod sind sie gleich mir erkoren.  
 Voll wilder Gier labt der gefräß'ge Geier  
 Sich an der Beute, die in seinen Krallen  
 Wehrlos verblutet; ihm scheint alles gut;  
 Doch über Kurzem trifft ihn selbst die Reihe;  
 Mit scharfem Schnabel packt ein Adler ihn.  
 Den stolzen Aar ereilt alsbald des Menschen  
 Todbringendes Geschöß. D e r aber endet  
 In Staub gebettet auf dem Feld des Mars,  
 Mit Blut bedeckt, von Hieben, Stichen, Kugeln  
 Zerfetzt, auf einem Haufen Sterbender,  
 Der Kräh'n und Raben grauenvolle Atzung.  
 So ist denn Noth und Jammer unabwendbar  
 Das Loos jedweden Gliedes in der Kette

Der Wesen dieser Welt. Zur Qual geboren  
 Sind alle, und als Opfer einem andern  
 Zu fallen ist den meisten vorbehalten.  
 Und in so unheilvollem Chaos wollt  
 Ihr aus dem Elend eines Einzelwesens  
 Das allgemeine Glück zusammensetzen!  
 Ein herrlich Glück! – O, Menschen! o du, des Staubes  
 Elender, schwacher Sohn! du rufst den Satz,  
 Das A l l e s g u t , mit Tönen, die von Thränen  
 Erstickt sind, in die Welt, und diese Welt  
 Sie straft dich lügen; ja, dein eignes Herz  
 Hat hundertmal den Irrthum widerlegt,  
 Den gern dein Geist sich selbst betrügen hegt.  
 In Krieg lebt Alles – Elemente, Thiere  
 Und gar die Menschen erst. Gestehn wir´s frei:  
 Das U e b e l ist auf Erden, nun und immer  
 Ob uns sein Urgrund schon verborgen blieb.  
 Kann von dem Schöpfer alles Guten uns  
 Das Böse kommen? Ist´s der finstre T y p h o n ,  
 Der Wüthrich A r i m a n e s , dessen Wille  
 Tyrannisch uns zum Leidenskelch verdammt?  
 Mein Geist verwirft empört die Ungeheuer,  
 Die zitternd einst die Welt als Götter ehrte.  
 Wie aber kann ich einen Gott begreifen,  
 Die Güte selbst, der seine Kinder liebt,  
 Der sie verschwenderisch mit allem Guten  
 Begabt und doch sogleich mit vollen Händen  
 Die Fluth des Bösen über sie ergießt?  
 Vermag ein sterblich Auge je die Tiefen  
 Der Zwecke des Allweisen zu ergründen?  
 Von ihm, dem unvollkommenen Wesen kann  
 Das Böse nimmer stammen; und ein Andrer  
 Kann´s auch in´s Dasein nicht gerufen haben,  
 Da neben Gott kein andrer Herrscher thront.  
 Gleichwohl ist´s da. – Trostlose Wahrheiten!  
 Betäubend Labyrinth von Widersprüchen!  
 Ein Gott kam selbst, um unser jammervolles  
 Geschlecht zu trösten, auf die Erde ließ  
 Er sich herab und hat sie nicht verwandelt!  
 Anmaßungsvoll versichert ein Sophist,  
 Er hab es nicht gekonnt. – Er konnt´ es, spricht  
 Ein Andrer, doch er wollt´ es nicht! Einst will  
 Er´s ohne Zweifel auch. – Und während man  
 Noch Schlüsse dreht, bricht jählings aus dem Boden

Ein Feuerstrom, stürzt L i s s a b o n zusammen;  
 Umhergeschleudert sieht man weit die Trümmer  
 Von dreißig Städten, und vom Tajostrand  
 Bis Cadir strahlt es roth von Blut und Brand.  
 Entweder ward die Schuld mit uns geboren  
 Und Gott bestraft des Menschen Gattung; oder  
 Er selbst, der unumschränkte Herr des Seins  
 So wie des Raumes folgt, vom Zorn wie  
 Vom Mitleid unbewegt, gleichgültig, ruhig  
 Der ew'gen Zuge seines ersten Willens;  
 Oder im Aufruhr wider seinen Herrn  
 Und Meister trägt der ungeformte Stoff  
 In seinem Schooße Mängel, die gleich ihm  
 N o t h w e n d i g waren; oder Gott will endlich  
 Uns prüfen, und der Aufenthalt auf Erden  
 Ist nur ein enger Durchgang auf dem Wege  
 In eine ew'ge Welt. Vorübergehend  
 Ist jeder Schmerz, der uns hienieden quält,  
 Der Tod ein Gut, das unser Elend endet.  
 Doch wenn wir einst den grausen Zwischenort  
 Verlassen, wer wohl von uns allen wagt  
 Dann zu behaupten, durch sein Thun auf Erden  
 Hab' er verdient, jetzt glücklicher zu werden?  
 Zu welchem Glauben wir uns wenden mögen,  
 Der eine wie der andre macht uns schaudern.  
 Nichts, das wir kennen, giebt es, nichts, was wir  
 Nicht fürchten. Die Natur ist stumm, vergebens  
 Befragt man sie: der Lehre eines Gottes  
 Bedarf der Sterblichen Geschlecht, um endlich  
 Zur rechten Kunde zu gelangen. Gott  
 Und keinem andern steht es zu, sein Werk  
 Zu deuten; er allein vermag den Schwachen  
 Zu trösten und Weisen zu erleuchten.  
 Dem Zweifel und dem Irrthum preisgegeben,  
 Sucht ohne ihn der Mensch umsonst sein Rohr,  
 Das, ob auch schwankend, ihm als Stütze diene.  
 Auch L e i b n i z zeigt mir nicht die unsichtbaren  
 Verknüpfungen, wodurch in dieser Welt,  
 Der bestgeordneten von allen, die  
 Er sich als möglich denken kann, die größte  
 Unordnung ewig herrscht, ein wahres Chaos  
 Von Elend, das mit wen'gen eiteln Freuden  
 Der wahrsten Schmerzen Unzahl grausam mischt.  
 Er sagt mir nicht, warum dasselbe Uebel

Den Guten wie den Schuldbelasteten  
 Gleich unabwendbar trifft. Nicht minder dunkel  
 Ist mir, wie alles in der Welt beschaffen  
 Sein müßt', um gut zu heißen. Ach! ich gleiche  
 Den Meistern aller Weisheit: ich weiß n i c h t s !  
 Einst war, wie P l a t o n uns erzählt, der Mensch  
 Geflügelt und sein Körper undurchdringlich  
 Für Alles, was ihm Unheil bringen könnte;  
 Nicht Schmerz, noch Tod vermochten ihm zu nahen.  
 Wie weit, ach! wie unendlich weit ist er  
 Doch jetzt von solcher Herrlichkeit entfernt!  
 Am Boden haften duldet er und stirbt.  
 Was da geboren wird, geht unter; die Natur  
 Ist der Zerstörung Reich. Wie kann dies schwache  
 Gerüst von Sehnen und Gebein dem Einfluß  
 Der Elemente dauernd widerstehen!  
 Wie sollte dies Gemisch von Säften, Blut  
 Und Staub, w e i l ' s eine Mischung ist, nicht endlich  
 Der Auflösung auch unterworfen sein!  
 Wie dieser zarten Nerven Reizbarkeit  
 Dem Schmerz, der Krankheit nicht, des Todes Dienern!  
 Das alles lehrt mich die Natur. Ich höre  
 Nicht mehr auf P l a t o n , Epikur verwerf' ich.  
 Mehr, als die Andern alle, weiß noch B a y l e  
 Davon; bei ihm will ich mich Raths erholen.  
 Die Waag' in Händen lehrt er mich die Kunst  
 Des Zweifels. Weis' und groß genug, um kein  
 System zu gründen, stieß er alle um,  
 Und selber sich bekämpfend ähnelt er  
 Dem blinden Riesen, der, in der Philister  
 Gewalt, mit starker Hand des Hauses Säulen  
 Umstoßend unter seiner Trümmer Wucht  
 Mit seinen Feinden selbst den Tod gesucht.  
 Was denn vermag des Geistes weitster Umfang,  
 Sein höchster Flug? – Ach! nichts. Des Schicksals Buch  
 Bleibt unserm Blick verschlossen. Stets sich selbst  
 Ein Fremdling, konnte der Mensch den Menschen nicht.  
 Sagt mir: wer bin ich? wo? wohin? woher?  
 Atome sind wir, Pünktchen nur, mit Qual  
 Belastet, an ein Häufchen Koth gebannt;  
 Atome, die der Tod verschlingt, womit  
 Der Zufall spielt, doch denkende Atome,  
 Doch Pünktchen, deren Augen vom Gedanken  
 Regiert, des Himmels ferne Räume messen.



Bis in die Tiefen der Unendlichkeit  
 Vermag der Geist sich kühn hinauszuschwingen:  
 Uns selbst zu kennen wird uns nie gelingen.  
 Sagt, wimmelt diese Welt des Stolzes und  
 Des Irrthums Schauplatz nicht von Unglückssöhnen,  
 Die nur vom Glücke reden? Alles jagt  
 Dem Glücke nach und Alles seufzt und jammert.  
 Wie keiner Lust zum Sterben hat, so möchte  
 Doch keiner noch einmal geboren werden.  
 Wohl trocknet, während unsre meisten Tage  
 Dem Schmerz gewidmet sind, auf Augenblicke  
 Die sanfte Hand der Freude unsre Thränen;  
 Doch sie enteilt dem flücht'gen Schatten gleich.  
 Verdruß und Gram und Reue sonder Ende,  
 Verluste sonder Zahl sind unser Loos.  
 Nur unsern Kummer weckt das Angedenken  
 An das Vergang'ne, und die Gegenwart  
 Ist schauervoll, wenn's keine Zukunft giebt,  
 Wenn Grabesnacht, was in uns denkt, zerstört.  
 Dereinst wird Alles gut, das hoff'n wir;  
 Doch Täuschung ist's, daß jetzt schon Alles gut sei.  
 Die Weisen haben sich und mich betrogen  
 Und Gott allein hat Recht. In meinen Seufzern  
 Voll Demuth, in mein Leid, wie sich's geziemt,  
 Mich still ergebend, bis ich weit entfernt,  
 Mich gegen Gottes Rathschluß aufzulehnen.  
 Einst sang ich wohl in minder düstrer Weise  
 Der süßen Wollust lockende Gewalt.  
 Ach! andre Zeiten, andre Sitten! – Jetzt,  
 Nachdem das Alter besser mich belehrt,  
 Theil' ich die Schwäche der verirrtten Menschen.  
 In dichter Finsternis such' ich nach Licht,  
 Ich fühle, dulde, aber murre nicht.  
 Zu Gott, den er im Staub verehrte, sprach  
 Einst ein Kalif in seiner letzten Stunde  
 Als einziges Gebet die frommen Worte:  
 „Ich bringe dir, allein'ger höchster Herrscher,  
 Dir, einzig unbeschränktes Wesen, Alles,  
 Was du entbehrst in Deiner Herrlichkeit  
 Und nur uns Erdenwürmern wolltest gönnen:  
 Schuld, Reue, Elend und Unwissenheit.“  
 – Doch hätt' er auch die Hoffnung nennen können.

